



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue Bücher.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## N o u e B ü c h e r.

Leben des Kaisers Taokuang. Von Karl Güglaff. Leipzig, Karl V. Lortz. 1852. — Wer hätte noch vor zehn Jahren geglaubt, daß es einem Europäer möglich sein würde, das Leben eines Regenten aus dem ungeheuren Reich der Mitte zu schreiben? Und hier liegt eine ausführliche Biographie vor uns, die Geschichte des chinesischen Hofes, seiner Intriguen und Charaktere. Das nachgelassene Werk von Güglaff war wahrscheinlich nicht ganz vollendet, als der Verfasser starb, oder es gehört zu den flüchtigeren Arbeiten des vielschreibenden Missionairs, denn die Behandlung des Stoffes ist ungleichmäßig, es scheinen Lücken und wol auch Ungenauigkeiten darin zu sein; aber das verhinderte das Buch nicht, höchlich belehrend und interessant zu werden. Der Mechanismus der kolossalen Regierungsmaschine von China, die Intriguen der Höflinge, das innere Leben der kaiserlichen Familie, die merkwürdigen Formen des patriarchalischen Despotismus werden ausführlich dargestellt. Wenn der Verfasser in der Vorrede sagt, die Würde eines Kaisers von China sei vielleicht die höchste, welche ein Sterblicher erstreben kann, denn er sei oberster Herrscher von 365 Millionen menschlicher Wesen; so ist ihm entgegenzuhalten, daß nicht die Menge der Unterthanen, sondern die Wichtigkeit, welche sie für die Fortbildung der Cultur haben, das Maß für die Stellung eines Regenten giebt. Denn z. B. der Beherrscher von 36 Millionen Franzosen, deren Flotten in Südamerika, im indischen Archipel und vor den Küsten von China Gehorsam erzwingen können, hat eine höhere Bedeutung und Macht, wenn auch kein beneidenswertheres Loos, als der Sohn des Himmels, welcher über die zehnfache Anzahl von theebauenden, zopftragenden, reisessenden Chinesen disponirt. — Das Buch lehrt eindringlich, wie unfrei der am meisten despotische Souverain der Erde ist, wie Heuchelei, Lüge und Bestechung die ganze Regierungsmaschine gegenwärtig zerstückt hat, wie das ungeheure Reich China einem Kranken gleicht, der unrettbar dem Verfall preisgegeben ist. — Kaiser Taokuang, Picht der Vernunft, Nachfolger des grausamen Wütherichs Kiaking, eines Scheufals, wie je eines auf asiatischen Thronen gewüthet hat, regierte von 1820—1850. Er war ein einfacher Mann ohne große Geistesgaben, gutmüthig wo sein Gefühl angeregt wurde, geizig, pedantisch, ohne besondere Bildung und ohne große Leidenschaften, aber nicht ohne die hinterlistige Schlaueit, welche eine solche Stellung auch in dem Schwachen ausbildet. Außer den regelmäßigen Unglücksfällen jeder chinesischen Regierung, Ueberschwemmungen der Flüsse, Hungersnoth in einzelnen Gebieten und Empörungen in entfernteren Provinzen, ist seine Regierung durch ruhmlose Kriege gegen Seeräuber und Grenznachbarn, welche durch Geld dazu bestochen werden, sich zu unterwerfen und chinesische Würden anzunehmen, vor Allem aber durch den großen Opiumkrieg gegen die Engländer merkwürdig. Die Motive dieses Krieges und die Maßregeln der Chinesen in demselben werden ausführlich dargestellt. Und wie das Buch als ein wichtiger Beitrag zu unsrer Kenntniß China's hierdurch lebhaft empfohlen wird, so sei auch die Uebersetzung durch J. Seybt gerühmt, welche so geschickt ist, wie man von dem Talent des gewandten Uebersetzers erwarten kann.

Hier sei aus Güglaff's Einleitung eine Charakteristik der Stellung des Kaisers von China mitgetheilt:

„Des Kaisers Wort ist Gesetz; die unbedeutendste seiner Handlungen ein Muster für aller Anderen Benehmen; er kann nach Belieben Jeden tödten und begnadigen; das Leben und das gesammte Eigenthum aller seiner Unterthanen steht ihm ganz zur Verfügung, und er ist keinem wachsamem Parlament, keinem mächtigen Adel verantwortlich. Einziger Herr und Gebieter unter dem herzogwinnenden Namen „Vater,“ thut er, was ihm gut dünkt. Wenn jemals dem Menschen souveraine, unverantwort-

liche Macht anvertraut war, so besitzt sie der Kaiser von China. Aber er, dem Niemand zu befehlen hat, ist selber ein Slave des Herkommens; er, der sein ganzes Leben hindurch Gesetzgeber ist, ist an die kleinlichsten Forderungen der Etiquette gebunden. Zahllose Formen machen den Kaiser von China zu einem Automaten. Er kann sie verletzen, sie nach Verdienst verachten; aber er würde dies nicht ungestraft versuchen, und seine hohe Würde nicht lange besitzen. Er darf ein Tyrann sein, und Schrecken an seinem Hofe und über das ganze Land verbreiten; aber wenn er Sorge trägt, die Opfer seiner Verfahren pünktlich zu verrichten, regelmäßig in jedem Frühling den Pflug zu leiten, der Reihe nach die Tempel zu besuchen, bei allgemeinen Calamitäten als Büßender im härenen Kleide zu erscheinen, und die Schuld der ganzen Nation auf sich selbst zu nehmen, so wird man ihn als einen vortrefflichen Kaiser preisen. Wenn er aber den Befehlen des Ceremonialcollegiums nicht nachkommt, wenn er sich von den häufigen Audienzen, welche regelmäßig gegeben werden, fern hält, wenn er sich anders kleidet oder benimmt, als es durch unwürdiges Herkommen vorgeschrieben ist, so werden ihn Hunderte einen unwürdigen Regenten nennen, und ihn mit lautem Tadel anklagen.

Von einem Ende China's zum andern sind demagogische Ideen thätig, welche auf die Beschränkung der provinziellen und der obersten Regierungsgewalt abzielen. Der Kaiser hat mit diesen Ideen zu kämpfen, und muß es so zu schicken wissen, daß er den reinsten Despotismus mit einer populären Demokratie versöhnt. Der Monarch China's muß der Vater des großen, schwarzhhaarigen Stammes sein; immer liebevoll, gütig, und in allen Einrichtungen und Anschauungen durch und durch chinesisch. Er soll sich als würdiger Hauptling seiner Mandchsus zeigen, die ihn als solchen betrachten, und von seiner Freigebigkeit viel erwarten. Den Mongolen muß er als großer Chan erscheinen, dessen Reichthum an Viehherden, dessen Einfluß und Macht in der Steppe jeden Widersacher in stummer Ehrfurcht erhalten muß. Die Tibetaner und die zahlreichen Nomaden müssen in ihm einen großen Frommen erblicken, der in dem Dalai Lama die Verkörperung des Himmels sieht, und in überschwenglicher Frömmigkeit alle Lama's, die in seine Nähe kommen, ernährt.

Die Verwaltung eines so großen Reiches bedarf der Beihilfe vieler ausgezeichneten Männer, und es ist fast unmöglich, zu verhindern, daß nicht Einige die Führer des Monarchen werden, obgleich sie ihn ihren Herrn nennen, und in seinem Namen regieren. Für so aufgeklärt auch „die Söhne des Himmels“ der Welt zu gelten wünschen mögen, so sind sie doch über alle Maßen vom Aberglauben beherrscht; und ein astrologisches — fälschlich astronomisch genanntes — Collegium regelt alle ihre wichtigen Bewegungen.“

#### Periodische Schriften und Fortsetzungen bereits angezeigter Werke.

Von dem Briefwechsel zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Fürsten A. von Arenberg, Grafen von der Mark, während der Jahre 1789, 1790 und 1791, nach der französischen Ausgabe des Herrn Ad. von Bacourt deutsch bearbeitet von F. Ph. Städtler, enthaltend die Geschichte der geheimen Verbindung Mirabeau's mit dem französischen Hofe nebst allen sich darauf beziehenden Actenstücken, ist der zweite Band (Brüssel und Leipzig, Mayer und Platau, 1852) erschienen. Auch dieser Theil des wichtigen Werkes ist in der deutschen Ausgabe durch eine Menge von erklärenden Anmerkungen des Herrn Städtler bereichert; er enthält die Correspondenz zwischen Mirabeau und dem Fürsten, die Notizen Mirabeau's an den Hof und den Briefwechsel des großen Redners mit einer Anzahl der wichtigsten politischen Persönlichkeiten vom April bis zum letzten December 1790; außer der Correspondenz aber noch eine Anzahl von größeren und kleineren geschichtlichen Darstellungen über die europäische Politik, Aufstand auf dem Geschwader zu Brest, Unruhen im Süden Frankreichs, bürgerliche Verfassung des Klerus, Frau Lamotte (bei der Correspondenz über die berüchtigte

Salsbandgeschichte), das Duell zwischen von Lameth und von Castries, unter den Reden des Grafen von Mirabeau die wichtige Abhandlung über die Lage Frankreichs und die Mittel, die öffentliche Freiheit mit der königlichen Gewalt in Einklang zu bringen, vielleicht die genialste Arbeit Mirabeau's. Die außerordentliche Bedeutung des Werkes ist überall nach dem Erscheinen des ersten Bandes gewürdigt worden. In dem zweiten, wo man das große Trauerspiel Schritt vor Schritt seinem Ende zuschreiten sieht, wird der erschütternde Eindruck, den diese ganzen verzweifelten Verhältnisse bei so genauer Betrachtung machen, noch dadurch gesteigert, daß die unermüdlischen, außerordentlichen Anstrengungen einer Riesenkraft sichtbar werden, die verlorene Sache des Königthums zu erhalten. Mirabeau entwickelt in dieser Zeit eine fast übermenschliche Thätigkeit. Außer fast täglichen Correspondenzen mit den Vertrauten und Freunden des Hofes und den Führern der verschiedenen Parteien schrieb Mirabeau in diesen acht Monaten 48 kleinere und größere Abhandlungen für den Hof, in denen sein sanguinischer und an Auskunftsmitgliedern feuchter Geist für jede Situation die entsprechenden Maßregeln vorzuschreiben weiß, immer mit bewunderungswürdigem Scharfsinn, oft mit staatsmännischer Weisheit. Alles war vergebens. Es war dem Königthum nicht zu helfen, weil es den Verstand nicht hatte, die Zeit zu verstehen, und nicht die Fähigkeit, irgend Etwas consequent durchzuführen.

Von der Germania, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation u. s. w. (Novenarius und Wendelssohn) sind die fünf ersten Lieferungen des zweiten Bandes erschienen. Sie enthalten wieder eine Reihe gediegener Artikel. Ueber die christlich-germanische Staatslehre, von H. von Sybel. Scandinavien, von Arndt. Deutsches Universitätsleben III., von Bechstein. Das Volkschriftenwesen von H. Pröhle. Der alte und der neue Bundestag, von B. W. Pfeiffer. Sippolytus a Lapide im 17. Jahrhundert, über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland. Süddeutsche Städte und Städtebündnisse im Mittelalter, von K. Klüpfel. Die deutschen Hilfsvereine im Auslande, von Stricker. Deutsche Musik im 16. Jahrhundert, von Voigt. Die Versuche zur Einigung Deutschlands bis 1848, von Biedermann. Der deutsche politische Journalismus am Ende von 1851. Hessen-Darmstadt und seine Märzminister. Das Märchen und seine Behandlung, von L. Bechstein. Die materiellen Zustände der unteren Classen in Deutschland sonst und jetzt, von Ch. Landau I. Diese Aufzählung wird genügen, den reichen Inhalt des Werks anzudeuten. Außerdem ist rühmend anzuerkennen, daß in diesen letzten Heften auch eine große Mannichfaltigkeit in dem Inhalt den verschiedenen Neigungen der Leser entgegenkommt. Die Tendenz der Artikel ist bekannt; es ist die constitutionelle Partei, von welcher eine große Zahl ehrenwerther und talentvoller Mitglieder das Unternehmen fördert.

Ein neuer Roman von Boz. Von Ch. Dickens ist das erste Monatsheft eines neuen Romans erschienen, Bleak-house betitelt, wie gewöhnlich in zwanzig Monatsheften zu vollenden. Der Titel ist ein Eigennamen, welcher eine Wohnung in einer öden, unwirthbaren Gegend bezeichnet. Wir könnten sagen: das öde Haus, oder besser, um bei der Eigennamenform zu bleiben: Wüsthof. Der Roman beginnt in London mitten in einem Novembernebel, und Dickens zeigt uns hier wieder einmal seine ganze Kunst, mit Worten zu malen. Dann kommen wir vor das Kanzleigericht und werden mit dem berühmten Proceß Jarndyce contra Jarndyce bekannt, dem Musterstück aller Kanzleigerichtsproceße, der schon einige Generationen überlebt hat, und bestimmt ist, in dem Roman eine große Rolle zu spielen. Die Heldin ist ein verlassenes, verstoßenes, aber lebenswürdiges Mädchen, ein mit reizender Zartheit gemaltes Bild, an dem man nur bewundern muß, daß Dickens mit derselben Virtuosität, wie er uns in Copperfield das geheime Leben einer Knabenseele vorführt, hier die innersten Gefühle eines Mädchenherzens schildert. An originellen und doch der Natur abgelauschten Charakteren

ist dieses Heft außerordentlich reich, von der feinen Weltdame Lady Dedlock, an die sich eine geheimnißvolle Familiengeschichte anzuknüpfen scheint, bis zu Mrs. Jellyby, der Negerfreundin mit hübschen Augen, nur daß sie die seltsame Gewohnheit haben, immer in die Ferne zu blicken, als ob sie nichts Näheres sehen könnten, als Afrika.“ Zur Probe theilen wir hier eine Landschaft und ein Charakterbild mit:

„Mylady Dedlock kommt von ihrer Bestizung in Lincolnshire. Die Wasser sind ausgetreten in Lincolnshire. Ein Bogen der Brücke im Park ist vom Wasser unterwühlt worden und zusammengesunken. Die nahe Niederung, zehn Minuten breit, ist ein stillstehender Fluß mit trauernden Bäumen als Inseln darin und einer Oberfläche, welche den ganzen Tag lang von fallendem Regen punktiert wird. Mylady Dedlock's Landstiz war sehr ungemüthlich geworden. Das Wetter war seit vielen Tagen und Nächten so naß gewesen, daß die Bäume bis auf den Kern durchweicht sind und die feuchten Spähne, welche des Holzhauers Axt vom Baume abhaut, geräuschlos sich vom Holze trennen und auf den Boden fallen. Das durchnäßte Wild läßt eine Pflüge zurück, wo es hintritt. Der Schuß aus einer Büchse verliert in der feuchten Luft seinen scharfen Schall, und der Rauch schwebt langsam in einer kleinen Wolke der grünen buschgekrönten Höhe zu, welche einen Hintergrund für den fallenden Regen bildet. Die Aussicht aus dem Fenster der gnädigen Frau ist abwechselnd eine Landschaft in Bleizeichnung und eine Landschaft in Tusche. Die Vasen auf der Terrassenmauer im Vordergrund sind zu Regenurnen geworden; und die schweren Tropfen eintönig auf die breiten Sandsteinplatten des Ganges, der seit alter Zeit schon der Geisterweg heißt. Sonntags ist die kleine Kirche im Park von feuchtem Moder erfüllt; die eichene Kanzel bricht in einen kalten Schweiß aus; und überall ist ein Geruch und Geschmack vorherrschend, der an die alten Dedlocks in ihren Gräbern erinnert. Mylady Dedlock (die keine Kinder hat) hat im frühen Zwieltlicht des Morgens aus ihrem Boudoir einen Blick auf des Parkwärters Häuschen geworfen; der Schein eines Feuers schimmerte durch die mit Jalousien versehenen Fenster, Rauch stieg aus dem Schornstein, und ein Kind, von einer Frau verfolgt, lief hinaus in den Regen einem in einen dicken Rock gefüllten Mann entgegen, der zum Thore hereinkam. Der Anblick hat die gnädige Frau in üble Laune versetzt. Mylady Dedlock sagt, sie habe sich tödtlich gelangweilt.“

„Sir Leicester Dedlock ist nur ein Baronet, aber es giebt keinen größern Baronet als ihn. Seine Familie ist so alt wie die Berge und unendlich vornehmer. Er meint im Allgemeinen, daß die Welt ohne Berge bestehen könnte, aber ohne Dedlocks zu Grunde gehen würde. Er giebt zu, daß die Natur eine gute Idee ist (vielleicht ein wenig vulgair, wenn sie nicht von einem Parkzaun umschlossen ist) aber eine Idee, die in ihrer Ausführung ganz von den großen Familien der Grafschaft abhängt. Er ist ein Gentleman von strengster Gewissenhaftigkeit, verabscheut alle Kleinlichkeit und Niedrigkeit, und ist bereit, auf die kürzeste Bestellung eher jeden beliebigen Tod zu sterben, als den geringsten Flecken auf seiner Ehre zu dulden. Er ist ein ehrenwerther, eigenfinniger, gerader, stolzer Mann voll grasser Vorurtheile und vollkommen unverständig.“

Sir Leicester ist volle zwanzig Jahr älter als die gnädige Frau. Fünfundsechzig erlebt er nicht wieder und vielleicht auch nicht sechsundsechzig und auch nicht siebenundsechzig. Er hat manchmal einen Gichtanfall, und sein Gang ist etwas steif geworden. Er ist eine ansehnliche Erscheinung mit dem lichtgrauen Haar und Backenbart, dem feinen Spitzenhemd, der reinen weißen Weste und dem immer zugeknöpften blauen Frack mit glänzenden Knöpfen. Er ist ceremoniös und feierlich, zu allen Zeiten gegen die gnädige Frau ausnehmend höflich, und zollt ihren persönlichen Reizen die höchste Verehrung. Seine Galanterie gegen die gnädige Frau, die sich seit dem Brautstande unveränderlich gleich geblieben ist, ist die eine kleine Stelle Romantik und Poesie in ihm.“